

<alles bleibt anders>

Autor(en): Daniel Hagmann

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 2001

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/46669317-fe59-44b3-9107-bde43433547c>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

«alles bleibt anders»

Daniel Hagmann

Sechs Mal Geschichte erleben

Den Auftakt ins Jubiläumsjahr bildete eine unkonventionelle Art historischen Gedenkens. Bei den Veranstaltungen von «alles bleibt anders» wurde die Bevölkerung der Region eingeladen, selbst Fragen an die Vergangenheit zu stellen und an der Geschichte der Zukunft mitzuwirken. Im Januar 2001 war Neugier angesagt, Entdeckungslust und Engagement. Zum Beispiel beim Geschichte entdecken, machen, besichtigen ...

Am Anfang stand eine Frage. Was machen wir bloss mit der «Geschichte»? Noch sind die leidvollen Erfahrungen der Jubiläumsjahre 1991 und 1998 in frischer Erinnerung. An Publikationen und Ausstellungen und Festreden mangelte es nicht, doch nur eine Minderheit liess sich vom Dargebotenen begeistern. Kein Wunder: Zu sehr roch dieses Gedenken nach Pflichtstoff, nach Polit-Rhetorik, nach verordneter Identität – nach «toter» Geschichte. Wie soll man auch mit den ewig gleichen Ausdrucksmitteln vergangener Zeiten, mit Festspielen, Kostümmzügen und Bilderbüchern, den Menschen des beginnenden 21. Jahrhunderts ein Bewusstsein historischen Wandels vermitteln? Solche leicht verstaubten Geschichtslektionen fördern geradezu postmodernes Desinteresse. Bleibt ja eh alles gleich. Ändert sich sowieso alles.

Der Journalist Peter Wittwer brachte das Dilemma in einer Zeitungskolumne auf den Punkt: Entweder bläst man für einmal frischen Wind in die Jubiläumsgeschichte, zeigt Mut zu Experimenten und geht auf aktuelle Fragen ein – oder man spart das ganze Geld lieber von Beginn weg.

Wie also mit «der Geschichte» umgehen? Wie soll gefeiert und bedacht werden? Damit das geforderte Neue entstehen kann, braucht es auch neue Denkerinnen und Denker. So machte sich 1998 eine Trägerschaft aus jungen Historikerinnen und Historikern der Region ans Werk. Beteiligten waren insgesamt zwanzig Personen aus Museen, Universität, Verein Frauenstadtrundgang, Forschungsstelle Baselbieter Geschichte, Kantonsarchäologie und anderen mehr. Ihr «anderes» Credo lautete:

- Geschichte der Zukunft – Nicht die historischen Ereignisse von 1501 sollen im Zentrum stehen, sondern der Wandel der letzten Jahrhunderte allgemein und seine Auswirkungen auf heute und morgen.
- Alltag statt Staatsakt – Nicht politische Identität wird hinterfragt und abgetastet, sondern die im alltäglichen Lebensbereich erfahrbare Geschichte.
- Bahnhof statt Museum – Nicht die Menschen besuchen die Geschichte, sondern die Geschichte geht auf die Strasse, in den Alltag.
- Workshop statt Schulstunde – Statt fertige Wissensblöcke zu servieren, wird die Bevölkerung zum Fragen und Mitmachen aufgefordert.
- Spezielles statt nur Spektakuläres – Geschichte wird unterhaltsam vermittelt, aber nicht oberflächlich.

Das Motto «alles bleibt anders» steht sinnbildlich für die Absicht dieser Bewegung. Kaum jemand, der oder die nicht darüber stolperte und nachfragte, was denn jetzt ändere oder bleibe. Was ist das bitte schön für eine Geschichte? Was hat die mit

mir zu tun und was mit heute? Statt einer Antwort gab es im Januar 2001 gleich sechs Gelegenheiten, selbst Geschichte zu machen, zu schreiben, zu erfahren, zu besichtigen, zu entdecken und zu befragen. Zum Beispiel mit:

- den Biographie-Plakaten
- der Förderbar
- den Rundgängen durch Stadt und Land
- dem Geschichtenwettbewerb
- der künstlerischen Apparatur «Revier»
- der History Hotline.

Zum Beispiel Geschichte entdecken:

die «Biographie-Plakate»

Büsten, Porträtgalerien, Strassennamen, Denkmäler: Seit Jahrhunderten werden die «grossen Gestalten» der Geschichte im öffentlichen Raum verewigt. Bloss ist den meisten Vorbeilafenden heute kaum bewusst, wer hier weshalb erinnert werden soll. Wahrscheinlich ein Politiker, Gelehrter oder Feldherr, werden viele denken – und gelangweilt weitergehen. Doch die Vergangenheit der Region hat auch ganz andere, unerwartete Gesichter ...

Am 3. Januar 2001 rieben sich die Bewohnerinnen und Bewohner in Stadt und Land die Augen. Überall an Tramhaltestellen, Bahnhöfen und Plakawänden begegneten sie überlebensgrossen Porträts, 60 verschiedenen Personen aus 500 Jahren. Mit eindringlichen Farben und grossen Schlagzeilen warben Weltformat-Plakate um Aufmerksamkeit. «Anarchie ist die Mutter der Ordnung», «Bei uns sind Fremde willkommen» oder «Zum Tode verurteilt», hiess es da zum Beispiel. Plötzlich stand man Auge in Auge mit unterschiedlichsten Schicksalen. Vier Wochen lang hingen die Plakate überall zwischen Waldenburg und Riehen. In Basel (Ausstellungsräume auf der Lyss) und Riehen (Spielzeug-, Dorf- und Rebbaumuseum) lud eine Ausstellung sämtlicher Porträts zum geruhsamen Nachlesen ein. Draussen auf den Strassen verpasste manch einer den Bus, weil er ins Lesen vertieft war ...

Wie kann man Geschichte porträtieren, ohne sie zu vergröbern, ohne bloss Anekdoten oder isolierte Erfahrungen zu erzählen? Die Vergangenheit lässt sich schwer auf eine lächerlich kleine Aus-

Dem Trägerverein «alles bleibt anders» gehörten an

Barbara Alder, Irene Amstutz, Michael Blatter, Camelia Chebbi, Franz Egger, Patrick Kury, Peter Lussy, Pascale Meyer, Werner Meyer, Rahel Sameli, Albert Schnyder, Gudrun Schubert, Benno Schubiger, Sabine Strebel, Jürg Tauber, Beat von Wartburg (Präsident), Christine Weisskopf, Felix Werner und Martin Widmer. Die Koordination der Vereinsaktivitäten lag bei Daniel Hagmann.

Unterstützt wurde der Trägerverein von einem Patronatskomitee mit Nationalrätin Anita Fetz, Nationalrat Rudolf Imhof, Grossrätin Maria Iselin-Löffler, Landratspräsident (2000) Walter Jermann, Professor Georg Kreis, Grossratspräsident (bis Januar 2001) Markus Ritter, Universitätsratspräsident Rolf Soiron und Professorin Regina Wecker Mötteli.

alles|bleibt|anders

wahl von 60 Individuen reduzieren. Deshalb versuchte das Projektteam von Anfang an überhaupt nicht, Vollständigkeit zu schaffen. In Frage kamen vielmehr Menschen, die in der Region Basel etwas Besonderes oder Typisches erlebt hatten. Das konnte die Bauernfrau aus dem Laufental sein, deren Lebensgeschichte ein «gewöhnliches» Schicksal widerspiegelte – oder der verkrachte Kaufmannssohn, der mit seinen exotischen Reisen das Fernweh einer ganzen Epoche verkörperte. Immer drei Gesichter gruppierten sich zusammen um ein gemeinsames Thema und führten ein stilles Gespräch miteinander. Der Kontrast oder die Ähnlichkeit ihrer Erfahrungen machte spürbar, wie sich gesellschaftliche Verhältnisse veränderten und wie verschieden die Schicksale gleichzeitig lebender Menschen sein konnten. Das Thema der Reiselust etwa stand über den Porträts des spätmittelalterlichen Basler JerusalemPilgers Henman Offenburg, der Naturforscherin Maria Sybilla Merian und des Baselbieter Tourismusförderers Martin Bider.

Für einmal präsentierte sich die Geschichte nicht als ausschliesslich politisches Ereignis. Wer

hätte schon Themen wie «Sport», «Fliegen», «Drogen» oder «Kino» erwartet? Und dann auch noch an Orten, wo sonst für Rhäzünser und Nivea geworben wird. Bewusst wurde kein Lexikon geschaffen, sondern die Geschichte dort sichtbar gemacht, wo sie auch stattfindet, auf der Strasse, fern der Museumshallen und Bibliotheken. Kein Who's who der Basler Geschichte hat so im Januar 2001 die Region erobert. Zu sehen waren Denkmäler «anderer» Art. Und noch gäbe es viele weitere Biografien und Geschichten zu entdecken ...

Sämtliche 60 Porträts sind in der Publikation «alles bleibt anders. 60 Basler Porträts aus 500 Jahren», erschienen im Christoph Merian Verlag, nachzulesen. Hier zur Erinnerung drei Gesichter rings um das Thema «Bauerntum»:

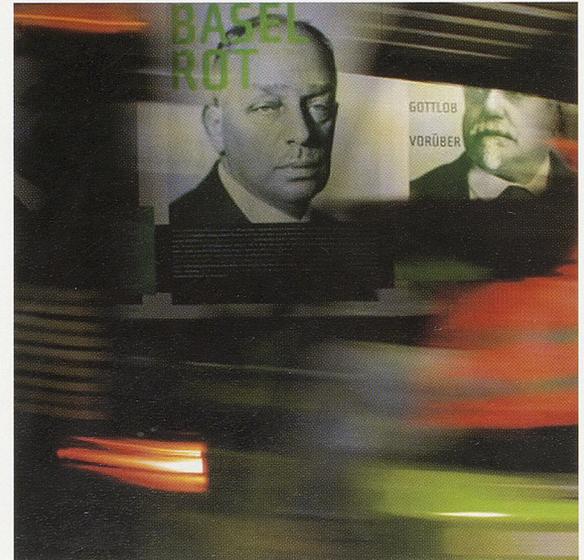
Schweizerart ist Bauernart!

Der spätere «Bauerngeneral» Ernst Laur (1871–1964) entstammt dem Basler Bürgertum und bringt seine Jugend in der Stadt. Ernst fühlt sich im Gymnasium recht verloren und wechselt auf eine landwirtschaftliche Schule, arbeitet auf

Geschichte im öffentlichen Raum: die «Biographie-Plakate».



Fritz Hauser (1884–1941), Wilhelm Klein (1825–1887).



Bauernhöfen und studiert Agronomie. Damals stellen die Bauern noch ein gutes Drittel der Schweizer Bevölkerung, wirtschaftlich und politisch fühlen sie sich jedoch an den Rand gedrängt. Interessenverbände begannen, die Politik entscheidend zu beeinflussen, und 1897 schlossen sich auch die bäuerlichen Organisationen im Schweizerischen Bauernverband zusammen. Der Verband wird unter Ernst Laurs Führung schnell zu einem ernst zu nehmenden Machtfaktor. Als gewiefter Ideologe von rechts verkauft Laur dem Bürgertum die Bauern als Bollwerk gegen Internationalismus und Überfremdung, gegen Sozialismus und Antimilitarismus. Im selben Atemzug kann er eine schweizerische Agrarromantik fördern und die Abkehr vom traditionellen bäuerlichen Wirtschaften fordern: Der Bauer soll ein moderner «Unternehmer mit kaufmännischem Geiste» werden. Laurs bäuerliches Betriebslehrbuch wird von vielen Schweizer Bauern in die Praxis umgesetzt und sogar ins Russische und Japanische übersetzt.

Man lebte einfach so

Anna Cueni wird 1912 als erstes Kind einer alt-eingesessenen Bauernfamilie in Röschenz (Laufental) geboren. Hier verbringt sie ihr ganzes Leben. Wallfahrten nach Einsiedeln, später zwei Mal nach Lourdes, Einkäufe in Basel – weiter weg fährt sie nicht. Ihre Eltern besitzen ein eigenes Haus, Kühe, etwas Acker und Obstbäume, zur Bedürfnisdeckung reicht es nicht ganz. So arbeiten die Männer auch im eigenen Steinbruch, die Frauen betreiben nebenher eine Gemischtwarenhandlung, und Anna geht als 17-jährige Schulabgängerin täglich zu Fuss nach Laufen in die Fabrik. Auch das Studium des Bruders muss finanziert werden. Für Anna und die übrigen Familienmitglieder ist dies normal. Die Fabrikarbeit ist hart, aber das ist sie gewohnt. Hier kann sie neue Menschen kennen lernen, das Leben ist abwechslungsreicher. 1951 stirbt der Vater, die väterlichen Geschwister werden allmählich gebrechlich, der Familienbetrieb verlangt nach Anna und sie kehrt der Fabrik den Rücken. Mit ihrer Schwester Maria besorgt sie Haus, Handlung und Garten. In ihrem Glauben fin-

det sie Halt und Zuversicht. Anna Cueni stirbt im Februar 2000.

Unterdrückt und überwunden

Ueli Schad (gestorben 1653) lebt in Oberdorf auf der Basler Landschaft und arbeitet als Weber. Er heiratet eine Witwe, die Kinder mit in die Ehe bringt, besitzt einen halben Hausteil und hält ein niederes Amt als Chorrichter inne. In Erinnerung geblieben ist er als wichtiger Anführer der Baseltierer Untertanen im so genannten Bauernkrieg gegen die städtische Oberschicht. Bei Versammlungen steht er auf den Tisch und hält die lautesten Reden: Man wolle weiterhin anständige Hochzeiten feiern, ohne gleich eine Luxussteuer abgeben zu müssen; nieder mit dem städtischen Salzmonopol und den ruinösen Militärabgaben! Schad fordert den Beitritt zum Bauernbund von Huttwil, einem Zusammenschluss eidgenössischer Bauern gegen ihre zunehmend absolutistischen Hauptstädte. Als der Bund auf dem Schlachtfeld schliesslich unterliegt, bricht der Aufstand auch im Baseltier zusammen. Die Basler Oberschicht übt nun äusserst

Ernst Laur (1871–1964), Anna Cueni (1912–2000), Ueli Schad († 1653).



harte Vergeltung und identifiziert Ueli Schäd als «Seele des Aufstandes». Er wird gefangengesetzt, gefoltert und neben sechs anderen Aufständischen hingerichtet. 1904 wird in Liestal unter lokalpatriotischen Geräuschen ein Denkmal für die aufständischen Bauern von 1653 erstellt. «Unterdrückt, aber nicht überwunden», steht darauf zu lesen.

Die «Biographie-Plakate» wurden von einem Projektteam, bestehend aus dem Historiker Peter Lussy, der Grafikerin Alexa Früh und der Gestalterin Caroline Seiler, verwirklicht. Massgebliche Unterstützung leisteten die Druckerei Wassermann AG und die Allgemeine Plakatgesellschaft Basel.

Zum Beispiel Geschichte machen: die «Förderbar»

Im Jahre 2101 steht eine junge Frau staunend vor einer Vitrine. Darin befindet sich ein Lockenwickler, daneben ein Porträt und eine Erklärung jener Frau, welche das Objekt vor 100 Jahren dem Museum vermachte. Der Text erklärt, dass im 20. Jahrhundert solche billigen Plastikdinge von unzähligen Frauen benutzt worden seien. Diese Szene ist natürlich eine Fiktion: Man weiss ja gar nicht, ob es im 22. Jahrhundert noch Museen in der heutigen Gestalt geben wird. Und wenn man aktuelle kulturhistorische Ausstellungen betrachtet, finden sich dort zwar Münsterschätze und Seidenbänder. Aber ein einfacher Holzkamm aus dem 19. Jahrhundert? Was museums- und damit erinnerungswürdig ist, bestimmen heute Fachleute. Ihre Kriterien berücksichtigen Repräsentatives und Einzigartiges – alltägliche Produkte hingegen finden selten Einlass ins kollektive Gedächtnis der Museen.

Im Januar 2001 aber herrschte Ausnahmezustand. Die Förderbar rief auf zum Sammeln für die Zukunft. Und diesmal waren es die Laien, welche bestimmten, welche Werte unserer heutigen

Museum der Zukunft: die «Förderbar».



Zeit für künftige MuseumsbesucherInnen aufbewahrt werden sollten. Kriterien waren keine vorgegeben – es sollte gesammelt werden, was jede und jeder Einzelne aus der heutigen Zeit für Erinnerungswert hielt. Einzige Bedingung: Jeder Gegenstand musste eine persönliche Bedeutung, eine «Geschichte», haben. Vier Wochen lang tourten die beiden Übersee-Container der Förderbar so durch die Region. An jedem Standort warfen Passanten neugierige Blicke auf die Lichterscheinung im Dämmerlicht. Manche brachten zielgerichtet ihre Gegenstände vorbei, andere tauchten mehrere Male auf. Im Innern luden die Betreiber, unterstützt von Fachleuten aus Archiven und Museen sowie von regionaler Prominenz, zum Gespräch in gemütlicher Bar-Atmosphäre ein. Die Sammlung wuchs in diesen vier Wochen auf knapp 400 Objekte und Geschichten. Unter www.foerderbar.ch konnten laufend die neusten Beiträge begutachtet werden. Und ein Ratingsystem ermöglichte die Bewertung der zehn «wertvollsten» Dinge. Worin der Wert der Sammlung bestehe, darüber wurde dann auch an einer öffentlichen Debatte am 3. Februar diskutiert.

Mit dem Abschluss der Sammlung entstand kein neues Museum. Die im Kantonsmuseum Baselland «zwischenlagerten» Gegenstände bilden vielmehr Grundstock für die angelaufene Debatte darüber, was man denn für die Nachwelt sammeln müsse. Die Förderbar ist nicht mehr in Betrieb, doch jetzt gilt es erst recht, die Geschichte der Zukunft zu Tage zu fördern.

Ein Bild von der Vielfalt und Farbigkeit der gesammelten Objekte und Geschichten vermittelt weiterhin die Internet-Plattform www.foerderbar.ch. Ein paar willkürlich ausgewählte Musterchen folgen hier:

Buchenscheit

«Stammt aus dem Läuferfinger Wald und hatte einen kurzen Transportweg hierher. Es hat Arbeit geschaffen in der Region, schadstoffneutral, und mit hoher Wertschöpfung. Für mich ist es Sinnbild einer regionalen Kultur, die langsam am Untergehen ist. Einer Kultur, die über Jahrhunderte ihre Bedeu-

tung hatte und durch die Globalisierung gefährdet ist. Ich bin Hafner und das Buchenscheit hat mit meiner Arbeit zu tun. Es bindet Energie in sich, die hier gewachsen ist. Ich möchte es aufbewahrt haben, weil es Ausdruck für eine sterbende Spezies ist (Kachelöfen) und typisch für diese Region.»

Pumps

«Ende Fünfziger-, frühe Sechziger-Jahre sind ich und meine Kolleginnen so herumgelaufen. Mit den Absätzen wurden sämtliche Parkettböden der Wohn- und Einfamilienhäuser zerstört. Dies war zur Zeit der Hochkonjunktur, als es schwierig war, Hausangestellte zu finden. Dies – und um die Hausarbeit zu erleichtern – löste den Boom für Spannteppiche aus. Die Schuhe sind schön und geben etwas über die damalige Mode und das Lebensgefühl wieder.»

Visionen

«Das sind Texte über die Einbürgerung von Ausländern, Ausländerinnen und deren Integration. Sie beinhalten Vorschläge, wie man das machen sollte.»

Zerstörten die Parkettböden: die in den 1950er- und 60er-Jahren beliebten Pumps.



Unsere Basler Regelungen müssen wir Ausländern bekannt geben. Wir brauchen die Texte für unsere gemeinsame Zukunft.»

Stück der alten Wettsteinbrücke

«Das ist ein Teil der alten Wettsteinbrücke, ich habe es beim Abbruch mitgenommen. Es gefällt mir, weil es so banal und schlicht ist. Ein kleines Stück, das viel leisten musste. Dieses Stück fasziniert mich, ich liebe alte Sachen. Es gefällt mir, mir vorzustellen, was eine Brücke leisten muss. Das Teil soll eine Brücke von der Gegenwart zur Zukunft schlagen.»

Betty-Bossi-Zeitschrift 1976–2000

«Ganze Generationen von Hausfrauen und Hausmännern – auch mein Sohn in Kanada und mein Bruder in Deutschland – bezogen ihre Kochbildung aus der Betty Bossi-Zeitung oder aus Betty Bossi-Kochbüchern. Bei den Einladungen hiess es öfters: «Aus welchem Betty Bossi-Kochbuch hast du dieses Rezept?» Betty Bossi zeigt, wie man sich Ende des 20. Jahrhunderts ernähren konnte.»

Brieftasche mit Inhalt

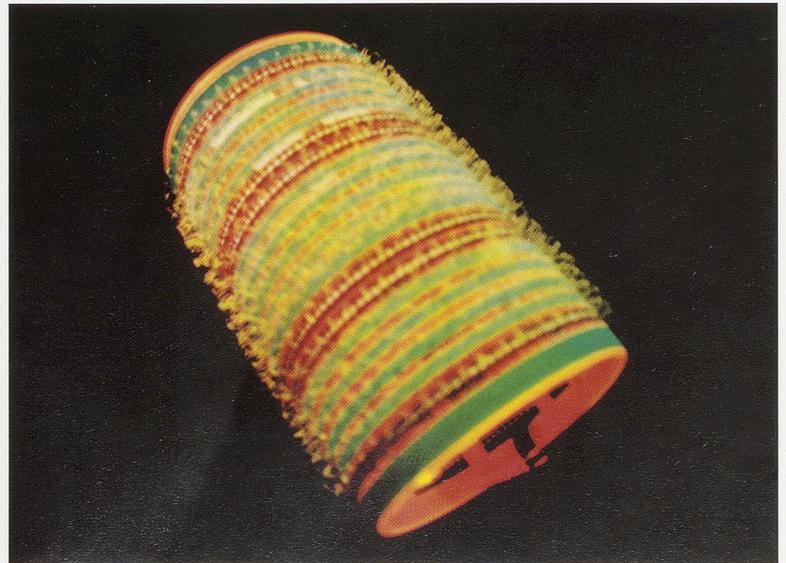
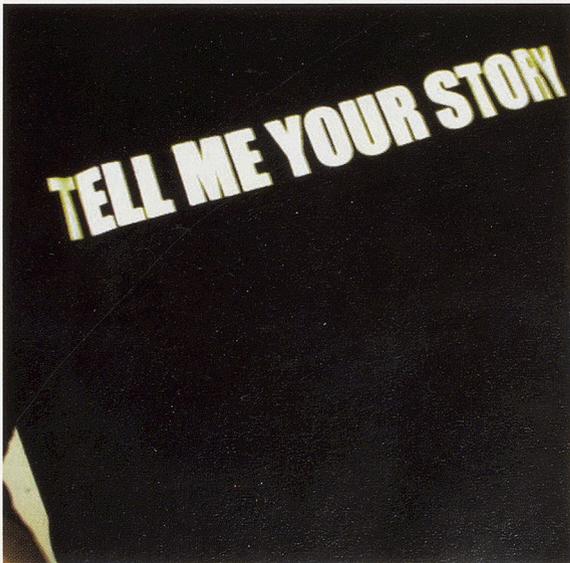
«In dieser Brieftasche ist all das, von dem man denkt, es sei der Alltag, enthalten. Meine Kreditkarten, Ausweise, Fahrausweise, Adressen, Autoschlüssel – alles. Ich habe vorhin überlegt, was würde ich geben, und was denkt man, was man am wenigsten entbehren kann (ausser Menschen). Also dachte ich, es ist das, was in meiner Brieftasche drin ist. Ich glaube nicht, dass das ein substanzieller Verlust ist. Es ist alles ersetzbar. Es sind artifizielle Bruchstücke einer Existenz, keine existenziellen Bruchstücke. Das Museum der Zukunft soll diese Bruchstücke für mich verwalten. Ich bin gespannt, wieviele dieser Bruchstücke ich werde ersetzen müssen!»

Kabel-Sammler < cable-turtle >

«Das ist ein typisches Design-Objekt, genau für einen Zweck gemacht, übermässig teuer im Verhältnis zur Funktionalität. Typisch für die heutige Designkultur. Ich habe die Turtle geschenkt bekommen und versucht, sie zu brauchen, es gelingt mir aber nicht. Ich finde das Ding unpraktisch und

Hier bestimmte das Publikum, was museums- und damit erinnerungswürdig ist. Einzige Bedingung: Jeder Gegenstand musste eine persönliche Bedeutung haben.

Auch dieser Lockenwickler hat eine Geschichte.



gebrauche es deshalb eigentlich nicht. Vor 50 Jahren hat man sich gar nicht solche Gedanken/Probleme gemacht beziehungsweise das Problem anders und billiger gelöst. Das Ding gehört zu einer Kategorie von beinahe nutzlosen Gegenständen, die relativ neu ist.»

Skipass

«Zwischen Weihnachten und Neujahr war ich in Arosa in den Ferien. An einem Nachmittag habe ich diesen wiederaufladbaren Pass gekauft, den man nirgends mehr vorzeigen muss, sondern den man einfach in der Tasche hat. Die Karte wird bei der Bahn durch einen Scanner automatisch erfasst. Ich bin nur sehr kurz Ski gefahren, da ich so schockiert war, was sich alles verändert hat. Aus dem letzten alten Skilift ist ein Sechser-Sessellift geworden, an dessen Anfang man auf einem Rollband beschleunigt wird. Man merkt bald nicht mehr, wo man überall überwacht wird.»

Zum Beispiel Geschichte besichtigen: die «Rundgänge durch Stadt und Land»

Auf den ersten Blick könnte man meinen, die Idee stamme von Basel Tourismus: eine geführte Begleitung historisch interessanter Schauplätze, mit kurzen Theaterszenen, unterhaltsam und informativ zugleich. Doch die Stadt- und Landrundgänge des Vereins Frauenstadtrundgang haben mit den üblichen Touristenpauschalen nur wenig gemeinsam. Hinter ihnen steckt nämlich ein ganz anderes Verständnis von «Erinnerungsorten». So genannt geschichtsträchtige Bauten wie das Basler Rathaus oder die Liestaler Stadtkirche repräsentieren eben nur einen Teil der Geschichte. Den anderen, «unsichtbaren» Teil bilden jene Hintergrundgeschichten, welche in den Archiven recherchiert werden müssen. Immer wieder staunt man, wie berühmte oder auch scheinbar unspektakuläre Orte reich an historischer Erfahrung sind. Der Bahnhof Basel mit seinem denkmalgeschützten Wartesaal zum Beispiel birgt unzählige Geschichten von Menschen, die im 19. Jahrhundert ihre Heimat unfreiwillig und mit ungewissen Hoffnungen Richtung Frank-

«Wartesaal» für eine ungewisse Zukunft: Viele Auswandernde passierten im französischen Bahnhof in Basel die Grenze zu Frankreich: Schauplatz eines «Rundganges».

Die Förderbar stand vom 3. Januar bis zum 3. Februar in Arlesheim, Sissach, Basel (Claraplatz) und Pratteln (Firma Häring & Co. AG). Entworfen und betrieben wurde sie von Dorette Haltinner, Martin Widmer und Dani Geser von der Firma Grabe wo du stehst GmbH, in Zusammenarbeit mit dem Kantonsmuseum Baselland und der Forschungsstelle Baselbieter Geschichte.

Zur Website: <http://www.foerderbar.ch> und <http://www.grabe-wo-du-stehst.ch>



reich-Atlantik-Amerika verliessen. Da erfährt man von den demütigenden Erfahrungen mancher Frauen und Männer, folgt ihren Spuren durch die Stadt und durch die Ämter bis hin zur Grenze.

Unerwartete Geschichten und unerwartete Erinnerungsorte waren im Januar 2001 angesagt. Der Verein Frauenstadtrundgang lud auf seinen beiden Rundgängen in Basel und Liestal zur Besichtigung der Vergangenheit aus einem <anderen> Blickwinkel ein. Zur Sprache kamen dabei jene Themen, die in der bisherigen Geschichtsschreibung meist übersehen wurden. Man erfährt, was Frauen und Männer für unterschiedliche Erfahrungen machten und wie weibliche und männliche Rollenbilder entstanden, so manch <historische Tatsache> erscheint plötzlich in einem ganz neuen Licht. Da ging es um Kometen und Fichenaffären und Mädchenhändler und Kurpfuscher – die beiden Rundgänge <Schimpf und Schande> und <Gift und Galle> führten quer durch Stadt und Land und durch fünf Jahrhunderte.

«Hochmütig und grausam seid ihr, ... ihr, ... ihr Schwyzer!»
<Rundgang> im Basler Rathaus.



Wer hat Lust auf eine Zeitreise <anderer> Art? Gleich beginnt der Rundgang <Schimpf und Schande. 500 Jahre Basel.ch> ...

Ort: im Innenhof des Rathauses.

Kommentar: Sprecherin A. Sprecherin B = Kornmesserin. Sprecherin C = Frau des Metzgers.

Vorbereitungen: A geht die Treppe hoch und entrollt die Schweizerfahne über die Balustrade, B und C verstecken sich im Säulengang.

A: (mit Pathos und laut)

«Liebe Eidgenossinnen und Eidgenossen, liebe Festgemeinde!

500 Jahre ist es her, dass wir Basler der Eidgenossenschaft beitraten! Seither sind wir nicht mehr nur Baslerinnen und Basler, sondern auch Schweizerinnen und Schweizer. Wir sind stolz und glücklich, dass wir schon so lange dazugehören. 500 Jahre Basel bei der Eidgenossenschaft! Zu diesem freudigen Anlass haben wir ein Jubiläumskomitee gegründet. Historikerinnen und Historiker aus verschiedenen Institutionen in Stadt und Land haben sich zum Festkomitee <alles bleibt anders> zusammengeschlossen. Seit fast drei Jahren haben sie die Jubiläumsfeierlichkeiten vorbereitet. Der Verein Frauenstadtrundgang ist Mitglied dieses Komitees. Das Jubeljahr 2001 begeht der Verein Frauenstadtrundgang mit zwei Rundgängen. 1501 traten wir noch als einiger Kanton der Eidgenossenschaft bei. Deshalb feiern wir in der Stadt und auf dem Land: <Gift und Galle auf dem Land> ist der Titel des Rundganges in Liestal, <Schimpf und Schande in der Stadt> erwartet Sie heute und hier. Wir laden Sie ein, mit uns durch 500 Jahre Geschichte zu spazieren.

Am 13. Juli 1501 fand auf dem Marktplatz der öffentliche Schwur zum Beitritt von Basel zum Bund der Eidgenossenschaft statt. Am Namenstag des Kaisers Heinrich ...»

(B und C unterbrechen die Rede. C geht gehetzt und genervt voraus und B verfolgt sie, gestikulierend und schimpfend.)

B: «Diebin, du Diebin, du hast mir meine Hühner gestohlen!»

C: «Ich nehm' niemandem etwas!»

B: «Du nimmst doch, was du findest! Du und dein Mann, ihr fresst mir noch die Haare vom Kopf, weil, weil, *weil* ihr Schweizer seid!»

C: «Ich bin keine Schweizerin, ich bin Baslerin!»

B: «Wenn du eine Baslerin wärst, so dürfte dein Mann wohl nicht drei weisse Kreuze am Tschoppen tragen.»

C: «Du hast um eins gelogen! Er hat nur zwei gehabt!»

B: «Wer glaubt denn euch schon; ihr seid doch alles geldgierige und hinterlistige, aufmüpfige und herrenlose Bauern, ihr ... Heiden, hochmütig und grausam seid ihr, ... ihr, ... ihr Schwyzer!»

A: «Der Beitritt Basels zur Eidgenossenschaft war in der Basler Bevölkerung umstritten. In den Gerichtsakten vor 1501 finden sich zahlreiche Fälle wie dieser, in welchen sich nachbarschaftliche Konflikte mit politischen Streitereien vermischten. In diesem Fall (*A zeigt auf B*) hat die Kornmesserin die Frau des Metzgers (*A zeigt auf C*) beschuldigt, ihr sieben Hühner geraubt zu haben, und sie als «Schweizerin» beschimpft. Die Bezeichnung «Schweizer» galt bis zirka 1500 als Beleidigung. Der Ausdruck kam, so eine Interpretation, von «schwyzern». Angeblich waren das Sachsen, welche von Karl dem Grossen verbannt wurden. Sie mussten in den Alpen «schwitzen» und im Schweisse ihres Angesichts die Pässe für ihren Kaiser schützen.»

B: «Ist doch wahr, diese Schweizer Männer machen Frauenarbeiten – hach, wie würdelos! Weibische Tätigkeiten – sie melken zum Beispiel die Euter von Kühen, Schafen und Ziegen. Und sie schämen sich nicht mal, solche Arbeit mit Männerhänden zu machen – Arbeit, die wirklich nur Frauen zustünde.»

C: «Ach, immer das mit den Kuhschweizern, ich kann es schon gar nicht mehr hören! Wenn du ehrlich bist, ist die Eidgenossenschaft gar nicht mal so schlecht! Immerhin haben wir durch den Beitritt hier in Basel viel mehr Geld! Wir werden endlich schöne neue Häuser bauen können, zum Beispiel

mal ein schönes Rathaus. Und abgesehen davon schützt uns die Eidgenossenschaft vor unseren Feinden. So schlecht können wir Kuhschweizer gar nicht sein.»

B: (*dem Publikum zugewandt*) «Hören Sie das? Jetzt fangen die doch tatsächlich an, öffentlich über diese Schande zu jubeln.»

A: «In der Tat: nach 1500 haben die Eidgenossen viele Beschimpfungen uminterpretiert und ihnen eine positive Bedeutung gegeben. Sie nannten sich jetzt selber «Schweizer» und betrachteten sich als auserwähltes Volk. Das weisse Kreuz entwickelte sich als Zeichen der Eidgenossenschaft und scheint zusammen mit «Kuhschweizer» das eidgenössische Selbstbild bis heute zu prägen.

(*A stellt sich in die Mitte für den nächsten und letzten Teil der Station.*)

500 Jahre Basel bei der Eidgenossenschaft: nicht für alle Grund zum Feiern. Vielleicht geht es bei dem Jubiläum eben nicht nur um eine einzige grosse Jubelgeschichte, sondern um die vielen, wichtigen, alltäglichen Geschichten. Geschichten

«Rundgang» im Zivilschutzbunker mit gutschweizerischem Essen.



von Frauen und Männern, Dazugehörigkeit und Ablehnung, welche oft auch mit «Schimpf und Schande» verbunden sind. Die Eidgenossen wurden als «Kuschweizer» beschimpft. So empfand es denn auch ein Teil der Bevölkerung als Schande, zur Eidgenossenschaft zu gehören. Die Ausgrenzung durch Schimpf und Schande zieht sich durch den ganzen Rundgang. Wir möchten Sie gerne auf eine Zeitreise durch fünf Jahrhunderte mitnehmen, Ihnen Fenster öffnen, durch welche Sie einen Blick auf Vergangenes werfen können. Dazu haben wir aus jedem Jahrhundert eine Geschichte ausgewählt.

Unser Rundgang dauert zirka eineinhalb Stunden und endet beim Französischen Bahnhof. Wir möchten Sie nun gerne zum nächsten Fenster einladen, durch welches Sie einen Blick in den Himmel werfen können. Folgen Sie uns doch bitte zur Barfüsserkirche.»

Die Rundgänge wurden vom Verein Frauenstadtrundgang Basel entworfen und realisiert. Drei zusätzliche Abendveranstaltungen, von Eva Herzog organisiert, entführten die Besucherinnen und Besucher in den Sternenhimmel, in die Tiefen eines Zivilschutzbunkers und zu den Genüssen eines Diners mit gastrosophischen Kommentaren. Ganz dem Jubiläumsthema gewidmet war die Eröffnungsveranstaltung. Christina Volk, Susanne Attinger, Vrene Ryser und Meret Burkhalter zeigten mit «ruch + wüetig + frumm», einer frechen musikalisch-szenischen Show, wie die «Verschwyzierung Basels um 1500» auch abgelaufen sein könnte.

Zum Programm des Frauenstadtrundgangs:
<http://www.femmestour.ch>

Zum Beispiel Geschichte schreiben: der Geschichtenwettbewerb

Wenn Napoleon auf eine Grunge-Band trifft, wird es spannend. Am 27. Januar 2001 begegneten sich zum «Geschichtenfest» im «Unternehmen Mitte» in Basel drei Welten, die laut gängiger Meinung wenig Gemeinsames haben: die Geschichte, die Jugend, die Literatur. Doch diesmal ergab diese Mischung ein buntes Spektakel mit Witz, Musik, Geschichten und Filmen. Angesagt war eine Buchvernissage etwas «anderer» Art, nämlich ein Geschichtenfest. Die «Basler Eule» hatte ihren achten Wettbewerb für Jugendliche im Sommer 2000 ganz unter das Thema «damals ... Geschichten über das Leben in anderen Zeiten» gestellt. Ein mutiger Schritt, denn «Geschichte» ist für viele ja bloss ein ödes Schulfach. Knapp 400 junge Menschen zwischen elf und neunzehn Jahren waren da aber anderer Meinung. Sie beteiligten sich am Wettbewerb und entwarfen ihre Version der Vergangenheit. Mit Fantasie und Wissen entstanden mögliche Geschichten. Sie erzählen vom Überleben in Pestzeiten, vom Alltag im Basler «Daig», von Blumenkindern und Hippie-Eltern. Die Texte der Jugendlichen widerspiegeln die heutige Sicht auf das Gestern in einer lebendigen und modernen Sprache.

Aus diesen Hunderten von Wettbewerbsbeiträgen wurden 21 ausgewählt, prämiert und im Buch «Damals ... Geschichten von Jugendlichen» vom Christoph Merian Verlag veröffentlicht. Doch damit nicht genug: Diese Geschichten wurden auch anders als üblich präsentiert. Denn Felix Werner von der «Basler Eule» und Margrit Manz vom Literaturhaus Basel wollten mehr als eine Buchvernissage. In Zusammenarbeit mit dem «jungen theater basel» unter der Leitung von Uwe Heinrich entstand so das Geschichtenfest. Rings um die prämierten Geschichten inszenierten die Theaterleute ein Spektakel. Da begrüsst Figuren von gestern – gespielt von Teilnehmenden der Theaterkurse am «jungen theater basel» – die Gäste. Und Jugendliche von heute überlegten, was in die Geschichte eingehen wird, bevor Leute von morgen in einer umfassenden Operation den idealen Menschen herstellten. Nach dem kalten Buffet legte dann ein DJ

von übermorgen Hits von gestern, heute und morgen auf.

Die Beteiligung des Literaturhauses Basel setzte Zeichen: Nicht Jugendarbeit ist das Ziel des Wettbewerbs, sondern Schreib-, Lese- und Literaturförderung. Die prämierten Texte zeichnen sich durch eigenwillige Gedanken und sorgfältige Gestaltung ihres Themas aus. Wie aktuell solche «neugeschriebene» Geschichte sein kann, wie souverän (sprachlich und inhaltlich) heutige Jugendliche Geschichte neu interpretieren, lässt der folgende Buchbeitrag von Monique Léchenne, geboren 1982, erahnen.

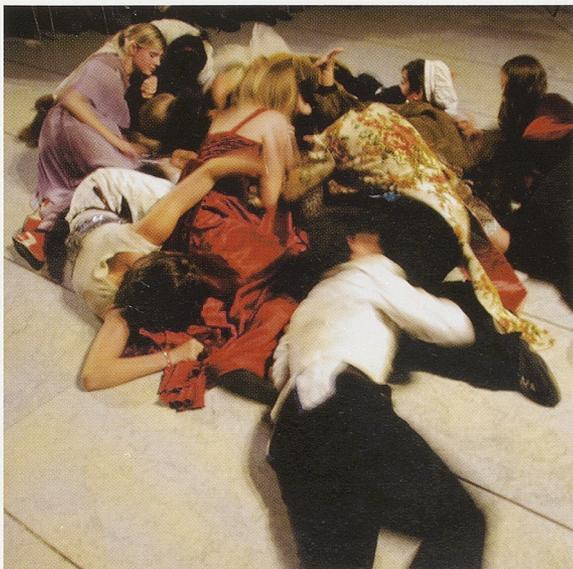
Die Räuberbraut, von Monique Léchenne

Anna ist es als habe sie Fieber. Heiss und kalt zugleich. Sie widersteht der Versuchung, sich ihres Wollumhangs zu entledigen, um ihrem Körper etwas Kühle zu verschaffen; zieht ihn im Gegenteil noch enger um die Schultern, weil ihr plötzlich wieder fröstelt. Wohl zum fünften mal hebt sie die Plane des Fuhrwerks mit den Fingerspitzen etwas an und sieht durch den sich ergebenden Spalt

Wald, Steine und einen Bach – dem sie nun schon eine ganze Weile folgen – vorüberziehen. «Bald Anna, bald schon sind wir dort», murmelt die Mutter mit geschlossenen Augen an ihrer Seite. Es sind Worte, die Anna keinen Trost bringen. Ankunft, Hochzeit und was dann ...? Ihren Zukünftigen hat sie erst einmal gesehen, einen reichen Bauernsohn von 25 Jahren. Vater lässt sich diese Vermählung etwas kosten, denn die Mitgift ist hoch. Doch gute familiäre Bindungen bringen längerfristig Gewinn. Sie solle nicht hadern, hat die Mutter gemeint, das Los der Familie sei über eigene Interessen zu stellen. Ja, Annas Verstand weiss, dass es schon richtig ist, so wie es ist. Doch Annas Herz würde am liebsten immer weiter fahren in diesem Wagen, auf dieser holprigen Strasse, mit dem Bach, den Steinen und dem Wald.

Atemlos vom schnellen Lauf stürzt der Späher in den Kreis um das Lagerfeuer. Die Gespräche verstummen. Alle Augen richten sich in gespannter Erwartung auf den Ankömmling. Dieser bückt sich, holt Luft und teilt seinen Kameraden mit, er habe einen Bauernkarren gesichtet, nahe der Lichtung.

Figuren von «gestern» ...



Figuren von «morgen» ...



Er sei unbegleitet, nur der Bauer und seine Familie. «Wahrscheinlich jene, die die Braut zur Hochzeit führen», ruft ihm jemand ins Wort, «denn im Weiler beim Stürmen ist eine Vermählung heute.» Das habe er auch gleich gedacht, meinte der Späher. In diesem Falle winke eine reiche Mitgift, und wenn es dann doch nicht so wäre, so seien die Ochsen eine leicht verdiente Mahlzeit, wo sie sonst nur nach längerer Jagd, oder oft auch gar kein Fleisch zu beissen hätten. «Und warme Kleider werden sie auch auf dem Leibe tragen, für den kommenden Winter», grölt einer und ein anderer steht auf, reckt seinen Arm in die Höhe und ruft: «Auf, Gesellen! Die Beute wartet nicht.»

Als widersetze es sich Annas Wunsch, ewig in der Monotonie der rumpelnden Bewegung zu verharren, stoppt das Fuhrwerk plötzlich. «Da war ein Geräusch im Gehölz, Papa. Vielleicht ein Reh.» Annas Bruder Lukas springt rasch vom Bock. «Bleib da, ungehorsamer Junge!», ruft der Vater ihm nach. Mutter öffnet die Augen und meint, er solle den Knaben doch lassen, so lange zu sitzen sei für einen Jungen in seinem Alter eben schwie-

rig. «Sind wir schon da?» Die kleine Frida erwacht auf Annas Schoss, doch nicht für lange.

Schlafes grosser Bruder nähert sich vom Wald. Lukas in seiner unschuldigen Neugier begegnet ihm als erster, danach fällt Vaters schwerer Körper vornüber auf die Deichsel. Mutter und Frida ereilt dasselbe Schicksal, bevor der Schrecken ihre Gesichtszüge erreicht, so dass ein Ausdruck von Überraschung für ewig in ihren Gesichtern stehen bleibt. Sie sterben alle schnell und ohne Leid. Nur du Anna, nur du wirst leiden müssen, bis deine erlösende Stunde kommt.

An den Haaren zerrt man sie aus dem Wagen. «Schaut her, da haben wir die Braut. Es ist doch so wie ich es gesagt habe», ruft einer ihrer Peiniger, und ein zweiter bemerkt, was für ein hübsches Ding sie sei, direkt zu schade um künftig nur einem zu gehören. Da meldet sich die lauteste Stimme aus der finsternen Schar: «Lasst sie uns doch zu unserer Räuberbraut machen. Wenn sie schon gekleidet ist wie zur Eheschliessung, so soll man ihr diese Freude lassen.» Diese Worte finden allgemeine, grölende Zustimmung. Anna steht da in ihrem Hochzeitsgewand, umringt von schmutzigen Händen die nach ihr greifen, ihr das Gewand von den Schultern reissen. Sie schaut auf in den Himmel als erwarte sie Hilfe von dort, doch die Wipfel der Bäume lassen nur ein schwaches Blau erahnen, scheinen gar zusammenzurücken, um sie unrettbar einzuschliessen.

Endlich lässt auch der Letzte von ihr ab, weniger aus Unlust, denn aus Müdigkeit. Noch im Einschlafen hält er seinen Arm um ihren Körper. Ruhe kehrt ein im modrigen Steingewölbe der Burg, allein das Schnarchen der Räuber echot im Raum. Es ist vorbei Anna, es ist vorbei; und doch regt sie sich nicht, schaut weiter mit ausdruckslosen Augen an die Decke. Stunden vergehen, fast schon scheint es, als wäre sie tot, erstickt irgendwann unter den fordernden Leibern. Doch als durch eine der windigen Ritzen der Burgmauer ein erster Sonnenstrahl des beginnenden Tages ihr Angesicht trifft, da regt sie sich. Sie verlässt, am ganzen Körper wund und geschändet, die Räuberstätte. Wie in Trance setzt sie einen Fuss vor den anderen, der aufgehenden

und Jugendliche von heute: die Buchvernissage zum Wettbewerb der «Basler Eule» «damals ... Geschichten über das Leben in anderen Zeiten».



Sonne entgegen. Stetig führt der Pfad aufwärts, und als sie das Ende erreicht und sich vor ihr ein Abgrund auftut, zögert sie keinen Atemzug. Sekunden ist ihr, als schwebte sie, bis ihr das Gefühl, in bodenlose Tiefe zu fallen, einen gellenden Schrei entreisst.

Wenige Jahre später, 1412, wird das berühmte Raubritternest oberhalb Wahlen von Baslern zerstört. Nur noch ein grosser Felsen, auf dem sie einst stand, zeugt von der Burg Neuenstein. Seither geistert dort in Sturmesnächten eine weisse Frauengestalt, das Schlossbrütli. Der Sage nach wolle sie den Leuten zeigen, wo sich der vergrabene Schatz der Räuber befindet, doch niemand weiss genau den Grund für diese geisterhafte Erscheinung. Ausser jenen, die diese Geschichte gelesen haben. Wir wissen nun, dass es Anna ist, die Rache sucht für die an ihr und an ihrer Familie begangenen Gräueltaten.

Zum Beispiel Geschichte erfahren: die künstlerische Apparatur «Revier»

Gewiss, Geschichte ist eine kopflastige Angelegenheit. Es braucht die Augen, um Zeugnisse früherer Menschen zu entziffern; es braucht den Mund, um Fragen zu stellen. Es braucht die Ohren, um geduldig zuhören zu können. Es braucht Verstand, etwas Fantasie, viel Neugier und immer wieder Verstand. Wenn Geschichte aber das Leben vergangener Zeiten nachvollziehbar machen will, muss sie über alle Sinne und Körperteile vermittelt werden, mit denen wir ja auch die Gegenwart erfahren. Bloss, wie lässt sich Geschichte ertasten, betreten, schmecken? Welche Temperatur haben vergangene Zeiten, welchen Geruch? Um die Ausmasse des Raumes und des Universums zu veranschaulichen, hat man die Planetenwege erfunden. Zeit hingegen, die eigentliche Dimension der Geschichte, bleibt ein unfassbares Phänomen.

Einen Ausweg aus diesem Dilemma haben die Kunstschaffenden Monica Studer und Christoph van den Berg gefunden. Sie entwickelten die bleibende Apparatur «Revier» für den Botanischen

*Die Skulptur des 21. Jahrhunderts ist unsichtbar.
Monica Studer und Christoph van den Bergs Apparatur «Revier» wird eingerichtet.*

Der Geschichtenwettbewerb «damals ... Geschichten über das Leben in anderen Zeiten» wurde vom Verein «Basler Eule» unter der Leitung von Felix Werner durchgeführt.

Zum aktuellen Programm der «Basler Eule»:
<http://www.baslereule.ch>



Garten in Brüglingen. Präzise auf den Standort ausgerichtet, macht diese Installation Zeit und Raum auf eine ungewohnte, «andere» Art erfahrbar. Zu sehen gibt es dabei allerdings nichts, die Begegnung findet sozusagen im Kopf der Betrachtenden selbst statt. «Revier» appelliert an den Geruchssinn, den eigentlichen Sinn des Gedächtnisses. Die Apparatur nimmt den natürlichen Duft des Standortes auf und verfremdet ihn leicht. Ein neuer Raum wird markiert, ein inneres «Revier» von erinnerten und fantasierten Landschaften. Vergangene Zeiträume werden plötzlich reell, physisch erfahrbar. Wer sich auf diese – diesmal in einem neuen Sinne «kopplastige» – Erfahrung einlässt, entdeckt zunehmend den gesamten Botanischen Garten als potenzielles Revier, als Duft- und Zeitspeicher.

Anders als herkömmliche Skulpturen des 19. und 20. Jahrhunderts lässt sich «Revier» nicht gezielt besichtigen. Die Apparatur eröffnet sich den zufälligen Passanten, die sich Zeit nehmen. Ein handlicher Faltprospekt (Texte: Cora Steinbock) lädt ein zur begleitenden Lektüre. Kurze, prägnan-

Ermöglicht wurde «Revier» durch eine grosszügige Spende der Jacqueline Spengler Stiftung. Andreas Baur, bis Frühling 2001 Leiter des Kunsthhauses Baselland, betreute die ursprüngliche Idee bis hin zur Realisierung, unterstützt von Margrit Schmid. Eine Jury wählte das Projekt von Monica Studer und Christoph van den Berg im Rahmen eines internationalen Wettbewerbs aus. Eingeladen waren dazu Olafur Gíslason, Mark Dion, Atelier van Lieshout, Stephen Craig und Monica Studer/Christoph van den Berg. Zur Jury gehörten Christian Felber (Jacqueline Spengler Stiftung), Beat von Wartburg (alles bleibt anders), Kurt Salathé (Landschaftsarchitekt), Eduard Kühner (Botanischer Garten in Brüglingen), Hans-Rudolf Holliger (Hochbauamt Basel-Stadt) und Ursula Panhans-Bühler (Professorin für Kunstgeschichte).

te Texte zu Gerüchen und Gedächtnis inspirieren zu eigenen Gedanken.

Nachfolgend zwei Ausschnitte aus dem Begleitprospekt von «Revier»:

Der kürzeste Weg zum Gehirn

«Dass bisweilen, scheinbar ohne allen Anlass, längst vergangene Szenen uns plötzlich und lebhaft in die Erinnerung treten, mag in vielen Fällen daher kommen, dass ein leichter nicht zum deutlichen Bewusstsein gelangender Geruch jetzt gerade wie damals von uns gespürt wurde. Denn bekanntlich erwecken Gerüche besonders leicht die Erinnerung und überall bedarf der nexus idearum [die Ideenverbindung] nur eines äusserst geringen Anstosses. Beiläufig gesagt: Das Auge ist der Sinn des Verstandes [...], das Ohr der Sinn der Vernunft [...] und der Geruch der Sinn des Gedächtnisses, [...], weil er unmittelbarer als irgend etwas anderes den spezifischen Eindruck eines Vorganges oder einer Umgebung selbst aus der fernsten Vergangenheit uns zurückruft.» Ursache des vor 150 Jahren von Schopenhauer so beschriebenen, aber immer noch nicht ausgiebig erforschten Phänomens ist wohl die enge Verknüpfung der Geruchsnerven und des Riechhirns mit dem limbischen System, einer entwicklungsgeschichtlich sehr alten Region unseres Gehirns. Als Schaltstelle für die emotionale Bewertung von Situationen ist es verantwortlich für die Entstehung von Gefühlen und Trieben, für die affektive Tönung des Gesamtverhaltens und für emotionale Reaktionen auf äussere Reize. Auch beeinflusst es Gedächtnis und Erinnerung. Man könnte es als Zentrum unseres Unterbewusstseins bezeichnen. Dass Riechreize schnell und direkt in dieses System gelangen, scheint die Stärke der emotionalen Komponenten und die vegetativen Reaktionen der Geruchswahrnehmung zu erklären.»

Stadt, Land, Fuchs

«Lavendelblüte in der Provence, Hochsommertage in Rom, Wintermorgen in Moskau. Landschaften und Städte unterscheiden sich durch charakteristische Gerüche, mehr oder weniger ausgeprägt, ver-

änderlich im Lauf der Zeit und Jahreszeiten. Die Geruchsgeschichte europäischer Grossstädte ist auch eine Geschichte der Geruchsbelästigungen: Vor der Kanalisierung stanken sie nach Fäkalien, während der ersten Industrialisierung nach Kohleruss, heute immer noch nach Autoabgasen – und das in Athen erheblich intensiver als in Zürich. Künstliche Oasen schaffen Abhilfe und ein wenig frische Luft zum Durchatmen. In öffentlichen Gärten und Parks, den «grünen Lungen» der Städte, sucht der gehetzte Grossstadtmensch Auslauf, Entspannung und Erholung. Botanische Gärten geben uns mit ihren Biotopen und Pflanzensammlungen darüber hinaus und nebenbei Anschauungsunterricht zum Thema Natur. Als Refugium auch für Tiere, sogar für «wilde», sind unsere geschützten Grünanlagen nicht weniger anziehend. Füchse beispielsweise leben nicht mehr nur in Wäldern. Aus Not an zivilisatorische Einflüsse, an menschliche Gerüche gewöhnt, finden sie in den grossen Gärten Enklaven, die ihrem natürlichen Lebensraum zumindest ähneln – zudem die Gesellschaft von Vögeln, Insekten und Nagern. Wir beobachten das

Treiben der Schmetterlinge auf den Blumen und wissen, dass der Fuchs, unsere störende Gegenwart witternd, den Torschluss abwartet, um sich im Schutz der Dunkelheit auf die Fährte des Kaninchens zu machen.»

**Zum Beispiel Geschichte befragen:
die «History Hotline»**

Liebe History Hotline ... – Was bitte schön ist Geschichte? Auf diese Frage geben Angela Hauser, Rahel Sameli und Michael Blatter auch heute noch keine Antwort. Im Gegenteil, sie geben die Frage zurück: Was bitte schön wollen Sie wissen? Denn die History Hotline basierte auf einer simplen, aber bestechenden Überlegung. An historischem Interesse mangelt es der Bevölkerung der Region Basel nicht. Was fehlt, ist meistens die Gelegenheit, jemand Kompetentem diese Fragen zu stellen. Also bot die History Hotline genau diesen Service an: Sie fragen, wir antworten. Und umgekehrt erfuhren so die Historikerinnen und Historiker, welche Fragen denn die Bevölkerung überhaupt beschäftigen.

Kunst und Technik: Eine Apparatur macht Zeit und Raum erfahrbar.



Sie fragen, wir antworten: die «History Hotline».



Vom 2. Januar bis am 13. Juli 2001, dem Heinrichstag, liefen die Drähte heiss und füllte sich die Mailbox der Hotline täglich neu. Hunderte von Fragen trafen ein, und mit wenigen Ausnahmen gab es immer eine befriedigende Antwort. Unbekannt bleibt zum Beispiel, weshalb Münzen rund sind – die History Hotline lieferte Argumente, befragte Fachleute, die definitive Ursache bleibt aber offen. Von diesem Service der Hotline profitierte in erster Linie die Bevölkerung der Region Basel. Nutzen daraus zogen aber auch die Teilnehmenden des Geschichtenwettbewerbs der «Basler Eule» und die am Basler Stadtfest vom August 2001 Beteiligten. Dabei war die History Hotline nicht einfach eine vermenschlichte Suchmaschine, welche pfannenfertige Informationen ausspuckte. Angela Hauser, Rahel Sameli und Michael Blatter legten grossen Wert auf Transparenz (woher stammt die Information, wie ist ein Ereignis zu bewerten) und Dialog mit den Fragenden. Und diese schätzten es spürbar, dass die Wissenschaft so wenig Berührungsängste zeigte und für einmal aus ihrem Elfenbeinturm hinaus auf die Strasse ging.

Was wollten nun die Fragenden wissen? Einerseits betrafen die Interessen Themen rings um Stadt und Region Basel: die Situation um 1501, das Verhältnis zu den Nachbarn, die Entstehung von Brücken/Gebäuden, die Biografien von Personen. Andererseits bezogen sich viele Fragen auf Bereiche aus dem alltäglichen Leben im privaten Umfeld, auf das Alter des eigenen Hauses oder die Herkunft bestimmter Objekte etwa. Und eine dritte Kategorie bildeten die Fragen zu allgemeinen Themen. Das rege Fragen zeigt, dass «Geschichte» nicht nur ältere Ahnenforscher interessiert. Die Anruferinnen und Mailschreiber stammten aus allen Altersschichten und sozialen Gruppen.

Wie soll man bloss ein Jubiläum feiern? Interessiert sich denn die heutige Gesellschaft überhaupt noch für «Geschichte»? Wie die übrigen Veranstaltungen von «alles bleibt anders» hat auch die History Hotline auf die Neugier der Bevölkerung gesetzt – und gewonnen. Noch Fragen?

Liebe History Hotline ...

Frage: «Seit wann wird in der Schweiz Ping-Pong

Liebe History Hotline ...

«Weshalb haben die Städte Basel und Strassburg auch nach der Annahme der Reformation das katholische Symbol ihrer Wappen beibehalten, Basel den Bischofsstab und Strassburg die Maria?»

Liebe History Hotline ...

«Woher kommt «Völker, hört die Signale»? Und weswegen?»

Liebe History Hotline ...

«Warum gibt es für Allschwil keine alten Stiche aus dem 17./18. Jahrhundert?»

Liebe History Hotline ...

«Warum ist das schmale Mittelfenster an der Fassade der Basler Barfüsserkirche nicht in der Mitte?»

Liebe History Hotline ...

«Ich habe vor 20 Jahren einmal den Briefkasten-Onkel der BaZ gefragt, was «Basel» heisst. Ich habe die Antwort noch im Kopf: Basel kommt von grosses Wasser oder Schweinesuhle (Schweine, die beim heutigen Drei König ins Wasser gingen). Wissen Sie mehr?»

Liebe History Hotline ...

«Wie kommt es, dass man Boden/Grundstücke besitzen kann?»

Liebe History Hotline ...

«Ich habe irgendwann einmal gehört, dass irgendein Volk einmal versucht hat, eine Maschine zu bauen, um die Wolken zu beeinflussen und das Wetter. Wann und wo war das? Wie hätte das Teil funktionieren müssen?»

Liebe History Hotline ...

«Seit wann gibt es Fensterläden?»

gespielt, wer begann damit und weshalb fand dieses Spiel hier Anklang? Woher kommt es überhaupt?»

Antwort: «Mitte des 19. Jahrhunderts wurde Ping-Pong von englischen Kolonisatoren aus Ostasien nach Europa gebracht. Es verbreitete sich vor allem in England sehr rasch und wurde zu einem beliebten (Salon-)Spiel der städtischen Oberschicht. Tischtennis war nur eines von verschiedenen miniaturisierten Spielen, die zu dieser Zeit aufkamen. Um 1900 begann das Ping-Pong seinen eigentlichen Siegeszug durch Europa. Gummibelegte Holzschläger lösten die mit Tuch oder Pergament bespannten Schläger ab, und neuartige Zelluloidbälle ersetzten die bis dahin benutzten Korkbälle. In den 1920er Jahren wurde das Tischtennis «professionalisiert». Nationale und internationale Verbände wurden gegründet, diese vereinheitlichten die Regeln sowie die Tisch- und Netzmasse, und bereits 1926 führte man die erste Weltmeisterschaft durch.

Mit freundlichen Grüßen,
Ihre History Hotline»

Liebe History Hotline ...

Frage: «Warum zeigt die Sonnenuhr am Basler Münster die falsche Zeit an?»

Antwort: «Seit dem späten Mittelalter gingen die Uhren in Basel im Vergleich zu den Uhren in den umliegenden Gebieten eine Stunde vor. Diese städtische Besonderheit wird als «Basler Uhr» oder «Basler Zeit» bezeichnet. Vermutlich mit der Einführung der ersten Schlaguhr in der Stadt (zirka 1380) und der damit einhergehenden Unterteilung eines Tages in zwei Mal zwölf Stunden ergab es sich, dass die Basler den Mittag respektive Mitternacht nicht als die zwölfte abgelaufene Stunde, sondern als die erste anbrechende Stunde bezeichneten. Diese Basler Eigenheit hielt sich bis weit ins 18. Jahrhundert hinein. Erst im Januar 1798 dann – im Zuge der helvetischen Revolution – schlug die letzte Stunde der «Basler Zeit». Seit dem 1. Februar 1798 zählen die Basler Uhren wie im restlichen Mitteleuropa. Die «Basler Zeit» ist nun auch der Hauptgrund, warum die Sonnenuhr am Basler Münster aus heutiger Sicht «falsch» geht. Eine zusätzliche Verzerrung bewirkte die 1894 in der Schweiz ein-

Liebe History Hotline ...

«Warum haben/hatten die Richter Perücken an? Damit sie nicht erkannt werden (wie der Henker), oder hat das mit dem Adel zu tun?»

Liebe History Hotline ...

«Seit wann kann man in der Schweiz die Matur machen?»

Liebe History Hotline ...

«Alles über die Autobahnraststätte Pratteln (die ja jetzt künstlerisch verändert wird): Wann gebaut, von wem, Diskussionen darüber, Echo etc.»

Liebe History Hotline ...

«Seit wann wird das Hängen als Todesstrafe praktiziert?»

Liebe History Hotline ...

«Was ist die Herkunft des Begriffes «Persilschein?»»

Liebe History Hotline ...

«Depuis quand la neutralité suisse est-elle effective? En 1914, y a-t-il eu un grand débat national sur la neutralité de la Suisse? Si oui, a-t-il eu des répercussions sur l'attitude de la Suisse par rapport au conflit?»

Liebe History Hotline ...

«Worauf gründet die Antipathie zwischen Basel und Zürich? Gibt es einen konkreten historischen Anlass, auf den die Animositäten zurückgehen?»

Liebe History Hotline ...

«Ich erinnere mich vage, dass mein Vater als Kind eine Art Cola getrunken hat. Das muss in den 40er und 50er Jahren gewesen sein. Ich frage mich nun, wann hat sich das Coca Cola (also die Trademark) in der Schweiz auszubreiten begonnen? Welche Konkurrenzmarken gab es damals?»

geführte Mitteleuropäische Zeit. Innerhalb dieser Zeitzone gilt überall die gleiche Zeit, so dass sich zwischen dem neuen «mittleren Mittag» und dem «wahren Mittag» (höchster Punkt der Sonne) eine Differenz von ungefähr einer halben Stunde ergibt. Diese beiden Faktoren sind die Ursache, warum die Münster-Sonnenuhr heute etwa anderthalb Stunden von der gültigen Zeit abweicht.

Mit freundlichen Grüssen,
Ihre History Hotline»

Liebe History Hotline ...

Frage: «Wie kommt es eigentlich zu der Waldgrenze, die bei uns in der Schweiz zirka bei 1800 m ü. M. liegt?»

Antwort: «Tatsächlich lag die Waldgrenze noch bis ins Hochmittelalter (um 1100) zwischen 250 und 300 m über dem heutigen Niveau. Innerhalb einiger Jahrhunderte sank dann die Waldgrenze bis auf das heutige Niveau ab. Dieses Absinken hat seinen Grund nicht etwa in einer Klimaverschlechterung, sondern in der Siedlungsverdichtung und Neuerschliessung unbesiedelter Gebiete im Mittel-

alter. Die Alpweiden wurden bereits früher genutzt, aber nicht von unten her, sondern zuerst die baumfreien, höheren Alpweiden. Noch heute finden sich die ältesten archäologischen Befunde eher in den höheren Lagen, die jüngeren in den unteren. Seit dem Hochmittelalter nahm die Bevölkerung stetig zu, zudem wurden Alpprodukte, Labkäse, Rinder und Pferde in Norditalien und in den Städten lukrative Handelsgüter. Die Bestossung der Alpweiden wurde in diesen Jahrhunderten massiv intensiviert. Die Käseproduktion verlangte viel Holz, zudem verhinderte der Verbiss der Weidetiere offenbar das Nachwachsen von Jungholz. So sank die Waldgrenze sukzessive ab. Noch heute zeugen viele Flurnamen in Graubünden von der früheren Existenz von Arven, wo es heute auf dieser Höhenlage keinen Wald mehr gibt.

Mit freundlichen Grüssen,
Ihre History Hotline»

Liebe History Hotline ...

Frage: «Wer war die erste Anwältin in Basel?»

Antwort: «Den Zugang zum Advokatenberuf mussten sich die Frauen in einer langwierigen Auseinandersetzung hart erkämpfen. Zürich war der erste Kanton der Schweiz, der Frauen zum Anwaltsberuf zuließ (1898). Erst ab 1923 konnten die Frauen in der ganzen Schweiz Anwältin werden. Emilie Kempin-Spyri, die erste Juristin der Schweiz, hatte bereits 1886 erfolglos versucht, auf juristischem Wege gegen diese Diskriminierung vorzugehen. Basel-Stadt liess ab 1910 Frauen als Anwältinnen zu. Ruth Speiser (1893–1976) erwarb 1922 als erste Frau an der Universität Basel den Dokortitel der juristischen Fakultät. 1925 bestand sie sowohl Advokats- wie auch Notarprüfung. Von 1930 bis 1953 war Ruth Speiser am Zivilgericht Basel-Stadt tätig, vor allem in der Abteilung für Ehe- und Familienangelegenheiten. Als Präsidentin des Schweizerischen Verbands der Akademikerinnen sowie der Akademikerinnen-Vereinigung Basel setzte sie sich vehement für die Rechte und Chancen von Frauen in Beruf und Politik ein.

Mit freundlichen Grüssen,
Ihre History Hotline»

Liebe History Hotline ...

«Was haben die Riehener Diakonissen während des Zweiten Weltkrieges gemacht?»

Liebe History Hotline ...

«Unsere Frage betrifft das Grabmal der Königin Anna von Habsburg und ihres sechsmonatigen Sohnes. Weshalb wurde Königin Anna von Habsburg, 1281 in Wien verstorben, im Basler Münster begraben?»

Liebe History Hotline ...

«Wann fuhr das letzte BVB-Tram nach Lörrach?»

Liebe History Hotline ...

«In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg verbrachten viele Soldaten der USA in der Schweiz Urlaubswochen. Diese GIs waren sehr beliebt und es kam selbstverständlich zu Kontakten zwischen ihnen und Eidgenossinnen. Wenn ich mich nicht täusche, gab es nächtliche Razzien in Basler Hotels: Mit einem GI angetroffene Frauen wurden auf den Lohnhof verbracht, und zwecks Abholung wurden deren Ehemänner aufgebeten. Sind in Akten und in Zeitungen Spuren solcher Aktionen zu finden?»

Liebe History Hotline ...

Frage: «Weshalb heisst Basel Basel?»

Antwort: «Die erste Erwähnung des Namens Basel findet sich als «basilia» bei Ammianus Marcellinus (zirka 330–395 n. Chr.). Bereits die Humanisten versuchten vor 500 Jahren die Frage zu beantworten. Seitdem sind viele mögliche Deutungen entstanden. 1786 listete Peter Ochs in seiner «Geschichte der Stadt und Landschaft Basel» zwölf verschiedene Deutungen auf: 1. Von dem Abgott Basl soll der Name Basel herkommen. 2. Von dem Oberst Basilus. 3. Von Basilina, Mutter des Kaisers Julianus. 4. Von den Sarmaten Basili. 5. Von einem Basilisken, der sich vor Zeiten in unserm Gerberbrunnen eingenistet habe. 6. Von dem griechischen Basileia, welches königlich bedeutet. 7. Von dem Wort Pass, Passel, Bassel, Basel. 8. Von sine Basi, ohne Fundament, weil unsere Stadt den Erdbeben ausgesetzt war. 9. Von Basis Laos, Grundsäule des Volks. 10. Von basse Isle, eine niedrige Insel. 11. Von Bas-le, nach seynsollender celtischen Sprache, kleine Tiefe. 12. Von bas Ill, weil der Birsig und der Ill beyde auf dem

Blauen entspringen: der Ill etwas höher, der Birsig etwas tiefer.»

Dank der Entwicklung der modernen Sprachwissenschaft scheint die Herkunft des Namens «Basel» aus dem Keltischen unter Philologen einigermassen klar. Unklar ist dagegen nach wie vor seine Bedeutung. Eine Deutung geht beispielsweise davon aus, dass das keltische Wort «basios» (Eber) zugrunde liege. Eine andere Interpretation sieht in «Basilia» eine latinisierte keltische Bezeichnung, wie sie auch in zahlreichen französischen Ortsnamen noch vorhanden ist («Basly», «Basille»).

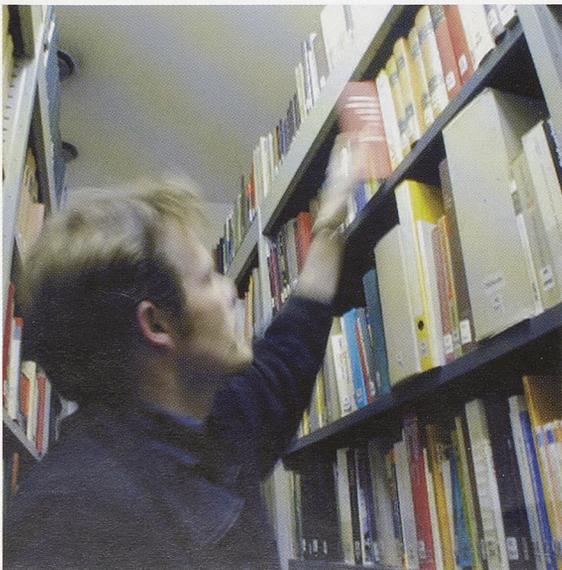
Mit freundlichen Grüssen,
Ihre History Hotline»

Liebe History Hotline ...

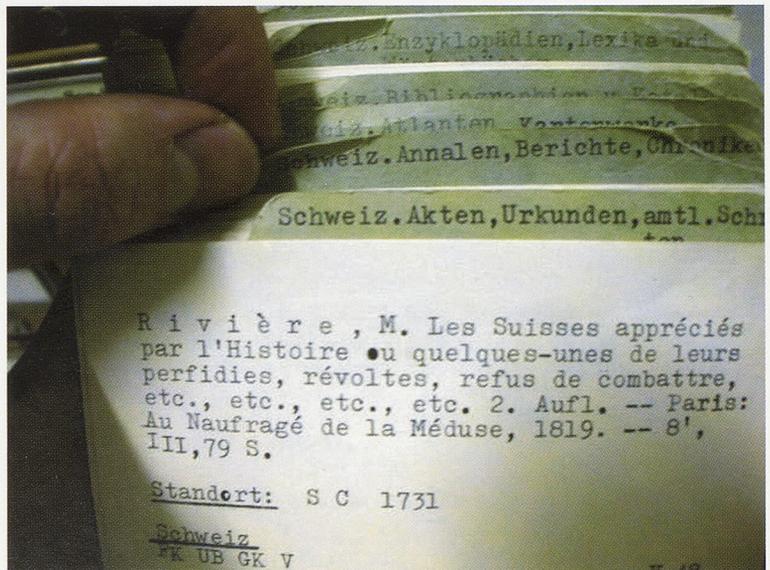
Frage: «Stimmt es, dass es einst so viele Lachse im Rhein gab, dass sich die Basler Angestellten vertraglich dagegen wehrten, allzu häufig Salm zu essen?»

Antwort: «Die Geschichte über die Basler Dienstboten und den Lachs ist, in den verschiedensten Versionen, regelmässig zu hören. Interes-

Die «History Hotline» – mehr als eine vermenschlichte Suchmaschine.



Vor der Antwort die Recherche.



santerweise taucht sie auch in der Literatur über die Fischerei am Hochrhein immer wieder auf, allerdings kann sie offensichtlich nicht mit Quellen belegt werden. Mehrere Autoren erwähnen, die Dienstboten am Hochrhein hätten sich in ihren Verträgen ausbedungen, nicht öfter als zwei Mal wöchentlich Lachs vorgesetzt zu bekommen. Keiner dieser Autoren aber konnte in den Archiven eine entsprechende Verordnung auffinden. Aufgrund der Tatsache, dass der Lachs bereits damals ein Luxusartikel darstellte, erweist sich diese Geschichte als sehr unwahrscheinlich. Fisch stellte zwar im Mittelalter neben Brot und (Getreide-)Mus ein Grundnahrungsmittel dar. Doch der Lachs war ein relativ teurer Fisch und deshalb für einfache Bürger kaum erschwinglich. Er war auch im Spätmittelalter mehr eine Delikatesse denn ein alltägliches Nahrungsmittel.

Mit freundlichen Grüßen,
Ihre History Hotline»

Liebe History Hotline ...

Frage: «Ist die Heinrichsgasse (4055 Basel) nach dem entsprechenden Kaiser benannt oder ist sie im Zuge der damals üblichen Strassenbezeichnung nach Vornamen um die Jahrhundertwende «zufällig» so benannt worden?»

Antwort: «Die Deutung, nach welcher die Heinrichsgasse 1892 nach dem Kaiser Heinrich II. (973–1024) benannt wurde, ist naheliegend. Offenbar aber erhielt sie ihren Namen vom Besitzer des Landstücks, über welches die Strasse führte: Heinrich Müller-Bruckner (1806–1891). Dieser war der Gastwirt des «Schwarzen Ochsen» in der ehemaligen Fröschgasse (heute Ecke Spalenvorstadt/Schützenmattstrasse). Ausschlaggebend für die Benennung der Strasse nach ihm war wohl seine Freundschaft zum damaligen Regierungsrat Falkner, Vorsteher des städtischen Bauwesens.

Mit freundlichen Grüßen,
Ihre History Hotline»

Liebe History Hotline ...

Frage: «Stimmt es, dass es im Mittelalter absolut üblich war, dass Frauen den Zünften angehörten,

dass sie aber später aus Wettbewerbs- und Konkurrenzgründen wieder aus den Zünften hinausgedrängt wurden?»

Antwort: «In der Dissertation von Katharina Simon Muscheid über die Basler Handwerkszünfte im Spätmittelalter sind die Frauenanteile für 1429 aufgelistet. Bei den Kaufleuten waren 19 Prozent der Mitglieder Frauen, bei den Webern 25 Prozent, bei den Rebleuten 14 Prozent. Wer selbstständig ein Handwerk ausüben wollte, musste der entsprechenden Zunft beitreten. Die meisten Frauen traten als Witwen von Handwerksmeistern bei, es gab aber auch Ehefrauen und ledige Frauen. Ursprünglich überwog in den Zünften das religiös-bruderschaftliche Leben. Politisches Mitspracherecht und militärische Funktionen fielen den Zünften erst im Laufe des 14. Jahrhunderts zu. Wahrscheinlich hatte diese neue Verbindung von Zünftigkeit und Wehrdienst zur Folge, dass Frauen nicht mehr in Zünfte eintreten durften.

Mit freundlichen Grüßen,
Ihre History Hotline»

Die «History Hotline» wurde von Angela Hauser, Rahel Sameli und Michael Blatter betrieben. Geboren wurde die Idee am Historischen Seminar der Universität. Das Seminar gewährte dem Projektteam Gastrecht, Professor Werner Meyer stand als Fürsprecher und Berater zur Seite.

Unter <http://www.bl.ch/staatsarchiv> sind sämtliche Fragen und Antworten in Originallänge und mit weiterführenden Literaturhinweisen gespeichert.

Die History Hotline ist weiterhin in Betrieb, jetzt allerdings als privates Unternehmen von Rahel Sameli. Fragen können (gegen eine Gebühr) an hotline2001@hist.net gerichtet werden.
